

# Die Felle Welt

Nr. 12

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

## Die Wittib.

Roman von Coni Mark.

(Fortsetzung.)

Die Nosi war sehr verlegen. Sie wuschte einen Sticheffekt ab: „Da können Ihnen setzen, wenns wollen!“ Fehr dankte und meinte, daß er ungelegen komme, wisse er. Sein Herz habe ihm nur mit lauter Sehnsucht keine Ruhe gelassen, den ersten Gruß in der Weltstadt ihr zu bringen. Er werde danach gleich wieder sich auf seine Fische machen.

„Gott sei Dank!“ dachte die Nosi, aber sein Wesen und seine Worte hatten ihr den Sinn ganz wirr gemacht und nur mit Mühe fragte sie ihn nach ein paar gleichgültigen Dingen aus. Endlich, weil ihr seine Anwesenheit in der Küche ihrer Herrschaft immer drückender wurde, packte sie schnell entschlossen ihr Umhängetuch:

„Wollts mitgehen? I muß was holen gehen jetzt.“

Auf der Straße verlor sie von ihrer Befangenheit und wurde rebfelliger. Beim Abschied bat der Fehr, ob er an freien Sonntagen kommen und sie belästigen dürfe. Darob ward sie wieder nurhig und wich aus: sie werde erst die Herrin befragen und ihm dann schreiben, mit dem heimlichen Vorsatz, sich nie mehr etwas wissen zu machen.

Dem Fehr dauerte aber das Warten zu lange; er stand eines Tages am Haustor und packte sie ab bis sie das Bier zu holen ging: er glaube, daß es ihr mißfällig sei, wenn er ins Haus sich einfände. Er erlaube sich daher eine gewisse Nachfrage, ob er sie nicht auf ihren Wegen dürfte etwa treffen oder beim Ausgange begleiten? Die Nosi sah ihn groß an und schon lag ihr eine herbe Antwort auf der Zunge, aber vor dem wehenden Federbusch und dem festen, ehrlichen Blick darunter hielt sie an sich und redete nur so herum:

„Ah freilich! — Gehts, gehts! — Tuts keine solchen Fragen dahermachen. Werds schon Fremderl genug finden — laßt's mi in Ruh!“

Da war Josef Fehr sehr gekränkt und verabschiedete sich. Die Nosi aber war froh, daß sie wieder in ihre Ruhe und Ordnung kommen sollte.

Aber es giebt im Menschenleben schon einmal solche Dinge, die immer anders kommen, als man erwartet. Von tausend Möglichkeiten fällt eine aus der Luft.

Im Fasching kam einmal ein kleiner Bursche mit einem Blumenstrauß und einem Briefe:

„Hochwohlgeborn für die ehrgeachtete Fräulein Rosalia Plenninger!“

gab keine Antwort und lief weg. Die also geehrte Nosi zitterte vor Erregung, daß sie den Umschlag gar nicht öffnen mochte; da packte ihn die Tochter des Hauses:

„Hörns, Nosi, sind Sie dumm! Werd ichs Ihnen halt vorlesen!“ machte auf, sah auf die Unterschrift: „M, vom fischen Gendarmer!“ und las:

„Berehrtes Fräulein!“  
„Topp, dummer!“ brummte die Nosi.  
„Gehns, sind's doch ruhig! Also:  
„Berehrtes Fräulein!“

Weil daß es mir so zumute kommt, daß ich Ihnen eine mannehulliche Erscheinung vorstelle, so betrete ich diesen Weg, um mich Ihnen zu nähern und Sie freundlichst einzuladen, mit meiner bescheidenen Wertigkeit unsern Ball durch Ihre höchst liebevolle Gegenwart auf das anmutigste zu beehren. Wenn Sie ein Ja oder Nein für mich verschenten wollen, dann hole ich es mir unbedingt am Sonntag aus Ihrem Munde, wenn Sie mir ein solches Vorgehen gestatten.

Ich hoffe, daß Sie, wenn Sie sich dieses Vergnügens zutrauen, sich nicht umsonst mir werden haben anvertraut.

Mit vielen ergebensten Grüßen und Klüssen  
Wien, am 1. Februar . . .

Josef Fehr.  
„Verstehen Sie das, Fräulein 'Jephin? — A so a Narr! Was schreibt er denn mit deutsch?“

„Wissens Nosi, Sie sind aber recht grauslich. Statt daß Sie sich fremd, daß jemand so an Sie denkt, redens so dumm daher!“

„Sollt er mi halt in Ruh lassen, der dumme Bua!“

„Jessa's nein — wenn Sie jemand hört! So ein fischer Mann — ein Bub!“

„No ja, weils mich ärger'n kann! Jetzt bin i so alt wordn ohne ein Ball und jetzt — haha!“

Die Nosi lachte herzlich:  
„Auf'n Federball, der passet mir!“

„Weil Sie halt schon so ein Schlafhauben sind!“

Damit endete die Zwiesprach, der zündende Funke aber war geworfen, hatte Nahrung gefunden und nun rührte der Brand im Herzen des bejahrten Mädchens, wie in dem einer Fünfzehnjährigen. Weil sie aber selber mit ihrem Entschlusse garnicht ins Reine kommen konnte, so hub sie immer wieder mit den anderen, bald der Herrin, bald der Tochter, davon zu reden an. Doch schämte sie sich es einzugestehen, wie sehr es sie nach dem Vergnügen Illstete und so schimpfte sie immer aufs neue über den Fehr und empörte sich über sein albernes Anstimmeln, zitterte aber dabei, es möchte ihr am Ende jemand zustimmen.

Die Frauen sprachen ihr eifrig zu: wie gar töricht sie sei, ihr Leben unter den alten Weibern in der Kirche zu verschlafen — die Nosi wurde

glührot — der Fehr schein ein Ehrenmann zu sein, dem sie sich wohl anvertrauen könnte. Sie werde es noch einmal bitter bereuen, daß sie ihre Jugend so gering geachtet habe.

„Jugend! haha!“ lachte Nosi, „weiß nit einmal mehr wie alt daß i bin. Anlugn könnt i nemand, denn i weiß nur 's Jahreszahl. Ausrechnen soll sichs der, der fragt.“

Hinter solchem Gerede verbarg die Nosi sich und den Frauen nur das heiße Vergnügen an ihrer Zustimmung, es hätte sie ja auch ein geringerer Zuspruch bewogen, den Ball zu besuchen, wenn sie auch nichts davon wollte merken lassen.

Die Nosi zählte nachdenklich das Geld in den verschiedenen Kleidersäcken — denn mehr, als sich darin fand, sollte es beiseite nicht kosten dürfen. Da es mit der Rechnung nicht stimmte, erklärte sie zuletzt zum Entsetzen des Fräuleins 'Jephin: wenn der Fehr ihr das Kleid spendiere, so läte sie ihm den Gefallen, sein Wille sei es ja, daß sie auf den Ball gehe und nicht der ihrige.

Das empörte Fräulein wandte sich verächtlich von ihr ab:

„Ihnen könnt man meiner Seel so etwas zutraun! Wissens, so eine Person wie Sie — ist mir überhaupt in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Lassen den armen Teufel endlich einmal in Ruh, der wird sich schon noch wen Gescheitern finden!“

Solch eine herbe Zurechtweisung verdroß die Nosi und justament hörte sie den ganzen Tag nicht auf zu schmälern und zu höhnen: da müßt sie grad so ein junges Mädel sein, um fünfzehn Jahre jünger, wenn sie wegen so ein bißel Tanzen sollt aus dem Häusel geraten.

Der Josef Fehr wußte was sich schidte.

Als er am Sonntag um drei Uhr Nachmittags erschien, kam in seiner Begleitung ein nettes und wohlgebildetes Mädchen mit ihm, daß er der Nosi als seine Base Theresia sich vorzustellen erlaubte, die auch in Wien diene und in deren Zügen die Nosi auch wirklich eine Gespielin der Kindheit erkannte.

Nachdem die drei eine Weile steif und förmlich am Kasten und Tafelbrett herumgelehnt hatten, schob die Nosi endlich einen Sessel vor, „für den Herrn Fehr,“ das Mädchen nötigte sie neben sich auf den Koffer zu setzen; „für uns Weibskent is das auch gut genug,“ fügte sie bei.

Als so eine gewisse Anordnung in die Sache gekommen war, hub der Fehr an zu fragen, ob die Nosi sein Schreiben bekommen und wie und in welcher Weise sie sich die Antwort ausgedacht habe, die Base gehe auch mit.



## Deutsche Frauentrachten.

Von Dorothee Goebeler.

Die Schnelbertinnen aus Deutschlands Urzeit hatten es mit dem Entwurfen der Schnitte nicht ganz so schwierig wie die unsrigen. Das Kleid der Germanin bestand aus zwei Fellen, die über Brust und Rücken hingen und auf der Schulter mit Bändern und Spangen geschlossen wurden. Als die Römer nach Deutschland kamen, trugen die Frauen der Häuptlinge und Edelen bereits Plümengewänder mit Purpursäumen, deren Schnitt indessen dem des Fellecks gleich war. Die Seltenränder waren zunächst nicht geschlossen, erst sehr viel später wurden sie, ebenso wie die Achseln, durch Nähte zusammengefügt. Gerade Kermel, wie wir sie in unseren Männerhemden haben, setzte man in den Kermelschnitt. Der Rock wurde oben und unten gleich weit geschnitten gleich unserem Hemde. Da er vorn sehr lang war, zog man ihn über den Gürtel und ließ ihn blusenartig überfallen. Bis in das elfte Jahrhundert war dieses Hemdgewand das einzige Kleidungsstück der Frau, über das sie nur zum Schutz gegen Kälte und Regen den Mantel warf, ein längliches Tuch, das man bei sehr schlechtem Wetter auch über den Kopf hing. Im elften Jahrhundert flügte man dem Hemdkleide noch ein Obergewand hinzu. Das Kleid, „der Rock“, wie das Untergewand offiziell hieß, behielt vorerst seinen alten Schnitt, wurde im vierzehnten Jahrhundert aber dahin vervollkommen, daß man die Taille anschließend zu machen begann und ihren bisher seitlichen Verschluss in die vordere Mitte verlegte. Zugleich verließ man den Halsanschnitt und schnitt die Kermel teils lang und eng, teils ließ man die Vorderseite bis zum Ellbogen gehen und die Hinterseite flügelartig niederhängen, das andersfarbige Futter der Kermel diente als Auszug. Der dünne Stoff, Wolle oder Linnen, zwang die Frauen indessen bald, an eine wärmere Unterkleidung zu denken, so entstand die Urform des Unterrocks, der ebenfalls mit Taille und Kermeln gearbeitet wurde, und hier und da an den Kermeln und am Rocksaum unter dem Kleide hervortrat; durch seine abweichende Farbe wurde er zugleich auch ein Zuggegenstand.

Bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein herrschte der alte, einfache Schnitt; dann ergreift auf einmal ein Haug zum Luxus und zum Absonderlichen die Frauentracht. Neben den schlichten Wollröcken der „niedereren“ Frau prunkten die Gewänder der Patrizierinnen in unstimmigster Pracht. Es war vor allem der Kermel, den man so bizarr wie möglich gestaltete. Neben dem langen, mit kostbarem Pelz verbrämten Flügelärmel sehen wir Zaddeln, lange, lappenartige Behänge, die über die Schultern fallen oder die ganze Kermelnacht begleiten. Der „Saucenstipper“ sowie der Schlitze- und Buffärmel sind auch schon da. Daneben behing man sein Kleid mit Schellen und schwebte in Farben. Rot, Blau, Gelb, Grün, Braun finden sich in einem Kleid verträglich zusammen, noch gehoben durch das Weiß des Hemdchens, durch bunte Borden und Goldstickerei. Die größere Auswahl in Stoffen begünstigte diesen Haug. Damast, Seide, Samt und Goldbrokat boten den reichen Frauen neue Gelegenheiten zur Prachtfaltung. Das sechzehnte Jahrhundert brachte der Frauentracht wieder einige Neuerungen. Die übermäßige, vordere Länge des Rockes, die die Frauen zwang, ihn über einen Gürtel zu schürzen oder anzuhängen, verschwindet, vor allem aber trennt sich das Hängkleid in Rock und „Leib“ oder Brustkleid, zu „deutsch“: Taille.

Der Schnitt des mittelalterlichen Rockes zeigte lauter gerade Teile, war unten und oben gleich weit und wurde im Gurt gekraust oder in Falten gelegt. Die einzige Variation der Ausstattung lag in der Länge. Das Schleppegewand blieb das Kleid der vornehmen Frau, aber auch nur für Gesellschaften. Auf der Straße wie im Hause herrschte der fußfreie Rock, der in den unteren Ständen zum kurzen Rock wurde.

Das Leibchen hatte einen äußerst primitiven Schnitt. Schulter und Seitennaht hielten allein Rücken und Vorderteile zusammen. Erst später teilte man den Rücken durch eine Naht, die sich der Körperform anpassen konnte.

Bis jetzt hatte sich die Frauenmode auf rein deutscher Grundlage entwickelt, nun aber tauchen, begünstigt durch das Regiment der spanisch-habsburgischen Kaiser, spanische Einflüsse auf. Gegen Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts ist die spanische Mode die herrschende im deutschen Reich.

Ihr charakteristisches Merkmal sind Schnebentaille und Meisrock. In seiner Urform bestand der Letztere aus einem Holzreifen, der an Bändern vom Gürtel herüberhing und den Körper etwas über Kniehöhe umgab. Später gefüllten sich ihm in seinem unteren Teile noch weitere, umfangreichere Meisen, und schließlich wurde aus dem Holzgestell ein solches aus Draht oder Eisenblech.

Zugleich mit dem Meisrock erschien auch ein anderer „Modeartikel“, den wir leider bis heute nicht losgeworden sind: das Korsett für die Wesentaille. Es bestand zunächst aus hölzernen Bretchen, die man um den Oberkörper legte und mit Bändern festschürzte, später nahm man Fischbeinstäbe und schob sie in die Nähte des Meisrocks ein. Dieses selbst — die Schnebentaille — ließ hinten und vorn in eine Spitze aus, wurde noch immer um den Hals geschlossen, trug aber statt des Stehkragens die breite Kletterkrause. Beim ersten Erscheinen der Schnebentaille gab man den Kermeln dicke Achselwulste, die die Schultern erhöhten, später nahm man statt dessen wieder Puffen, die in anderer Farbe als das Leibchen gearbeitet wurden; noch später, ungefähr zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, verschwanden auch diese. An ihrer Stelle erschien der „Hammelfleckenärmel“.

In derselben Epoche etwa machte auch der Meisrock verschiedene Variationen durch. Die unteren Meisen verschwanden. Anstatt die Meise straff zu spannen, legte man sie am Gürtel in tiefe Falten und ließ diese über den allein noch vorhandenen obersten Meisen auf die Erde fallen. Später legte man auch den obersten Meisen beiseite und nahm statt dessen dicke Hüftkissen, noch später wurde der oberste Meisen wieder hervorgeholt und in einer Höhe mit der Taille angebracht, so daß der Rock die Letztere zunächst kletterartig umgab und dann in Falten zur Erde fiel. Das Leibchen dieses Kostüms wurde am unteren Rande mit einem gekrausten oder gefalteten Ansatz versehen, der sich über den ganzen Hüftkissen legte. Ein weiterer Zug war der andersfarbige, jabotartige Einsatz, den man der Taille über der Brust einfügte, und die Spitzenmanschette, die den Kermel nach der Hand hin abschloß. Hin und wieder schnitt man den Kermel auch in seiner ganzen Länge auf und ließ durch den Schlitz den andersfarbigen Kermel des Unterrocks in dicken Bauschen quellen.

Diese Tracht hielt sich in der Grundform bis 1630, dann gab die lannische Mode ihr wieder ein anderes Gesicht. Die Schnebbe wurde kürzer, die Halskrause und der Faltensoß verschwanden, der Hals wurde wieder frei getragen; schließlich rückte man den Anschnitt von neuem bis an die Brust herab und legte um den Mund den breiten Spitzenträger. Die Kermel wurden dick gepolstert und mit flügelartigen, von der Schulter herabhängenden Streifen geziert. Der Rock war oben und unten gleichmäßig weit und fiel vom Gürtel an in tiefen Falten herab. Auch diese Form hielt sich wieder geraume Zeit; dann fing man an, den Rock mit umgewendeter Naht an dem Leibchen zu befestigen, man legte auch wieder ein Polster um die Hüften und hob den Rock ein wenig an, man schnitt ferner die Kermel ganz auf, polsterte die meist weißen Unterärmel dick aus und band die Oberärmel darüber mit Bändern und Schleifen zusammen.

Der Krieg hatte unterdessen vom Rhein her die Franzosen nach Deutschland geführt. Handelswissenschaftliche — und für die höheren Stände besonders gesellschaftliche — Beziehungen öffneten französische Einflüsse auch fernerhin Thür und Tor. Wie die französische Sprache bald die herrschende

Modersprache der eleganten Welt geworden, so trat auch die französische Tracht die Herrschaft an und hat sie bis heute — von einigen rasch verschwindenden englischen Einwirkungen abgesehen — behalten.

Der Hauptunterschied zwischen der alten deutschen und der französischen Tracht lag in dem Schnitt der Taille. Die Deutsche stellte ihr Leibchen nur vorn herunter am Taillenschluß mit Fischbeinstäben, die Französin trug statt dessen eine regelrechte Korsetttaille, einen Panzer, dem vorn eine dünne Eisenstange Halt verlieh, während in die Seiten Fischbeinstäbe geschoben wurden, die vorn nach der Spitze hin austreten. Um die Steifung vorn gut ausarbeiten zu können, schloß man das französische Leibchen auf dem Rücken durch Schnitzknöpfe. Der äußere Auszug dieser Taille blieb zunächst dem bisher üblichen ähnlich. Der tiefe, von Spitzenträger umfännte Ausschnitt ließ Hals und Arme frei, die Kermel wurden gefaltet, gepufft, mit Spitzen und Unterärmeln garniert, je nach dem Geschmack der Trägerin. Der Rock des französischen Kostüms wurde an das Leibchen genäht, wenig oder garnicht garniert und war so lang, daß er vorn und hinten nachschleppte, weshalb man ihn teils mit den Händen schürzte, teils über den Arm schlug, um so auch noch den eleganten, weißen Unterrock zu zeigen.

1685 wurde der Meisrock wieder Mode. Etwas abweichend von der früheren Form, gleich er jetzt einem Hüftkorn und führte denn auch den Namen panier (Korb); er hielt sich bis 1700, verschwand dann und tauchte 1735 von neuem auf, diesmal als „Glockenrock“. Er verschwand sehr bald, war aber 1750 schon wieder da und hielt sich nun in der vornehmen Welt bis 1780. Seine Form war diesmal der Gipfel der Geschmacklosigkeit. Seine Meisen behielten sich nicht rund um den Körper, sie sprangen nach rechts und links hinaus, und gaben der Figur das Aussehen einer plattgedrückten Zitrone; da sie nur darauf berechnet schienen, dem Ellbogen eine Stütze zu verleihen, nannte man sie „à coudé“ (den Ellbogen). Neben ihnen herrschte der „cul de Paris“, der die Figur wieder nach hinten verbreiterte. Der Schnitt der Meisrockkleider war noch immer der alte. Der Rock war unten und oben gleich weit, und zwar so weit wie der unterste Meisen, er lag also faltenlos über dem Gestell und wurde nur im Gürtel leicht gekraust. Die große, französische Revolution machte der ganzen Meisrockherrlichkeit ein Ende; für immer ja nicht, denn wir wissen, daß er im 19. Jahrhundert als Krinolone mit samt dem „Kü“ von neuem auftauchte.

Wir haben oben erwähnt, daß die Frauen den ersten französischen Rock über den Arm schlugen und den Unterrock sehen ließen, aus diesem Brauch entwickelte sich das wichtigste Prunkstück der französischen Tracht, der „manteau“. Um die Eleganz des Unterrocks in ihrer ganzen Herrlichkeit zu zeigen, schnitt man den Rock einfach vorn von oben nach unten auf, klappte die Seiten nach hinten zurück und hatte nun auch noch Gelegenheit, mit dem kostbaren Rockfutter zu prunken.

Diese Neuerung brachte eine andere mit sich, der Schluß des Leibchens mußte nach vorn verlegt werden und wurde dort mit einem weiteren Prunkstück, dem „Steker“ verdeckt, es war das ein spitzer Einsatz, den man reich mit Spitzen oder Stickerei verzierete. Ueberhaupt war der Kleiderputz bei denen, die es sich leisten konnten, ungewöhnlich reich und prunkvoll, Samt, Seide, Brokat, Damast, Atlas, Taffet bildeten die „gewöhnlichsten“ Kleiderstoffe, Gold- und Silber- oder andere Spitzen, Bänder, Borden, Schüre und Schleifen den Auszug. Den Rock hielt man gewöhnlich fußfrei, den Manteau ließ man nachschleppen. Eine Abart des Manteau bildete übrigens die Schosjacke, die man während des 18. Jahrhunderts mehrfach trug. Wie schon gesagt, waren es vorzugsweise die „oberen Stände“, die in den bizarren und verrückten Modformen des achtzehnten Jahrhunderts den Gipfel des Absonderlichen erklimmen. Den Frauen des Bürgertums und der unteren Klassen verbot schon die Arbeit allzu ausschweifende Modelamen. Bei ihnen finden wir

einfachere Stoffe und fußfreie Mäße. Der Manteau stierte nur das Festgewand, den Dienstmäßen war er überhaupt verboten. Daß man völlig frei von Modelorheiten gewesen, läßt sich freilich auch für diese Kreise nicht behaupten. Verschmähte man den Reifrock, so trug man doch die Schnürbrust, ein

der Seite mit Taschen versehenen Rock, und darüber das Schößkästchen mit herzförmigem Ausschnitt. In Frankreich, wo man gerade dabei war, mit allen alten Marotten glücklich aufzuräumen, gab man sich den englischen Modeeinflüssen willig hin, und was Frankreich tat, ahmte Deutschland nach.

schwanden, ein einziges, lang herabfallendes Gewand umhüllte den Frauenkörper ein, Brust und Arme vollkommen freilassend. Um sich vor der rauhen Luft zu schützen, trug man kurze Samt- oder Wollmäßen, im Winter auch schlafrockartig herabfallende, lange Pelze. Das Kästchen bereicherte



Tibetanischer Händler.



Frau aus Nepal.

Der Rock, den man zu diesem Marterinstrument trug, wurde in der Taille von einem Gurt gehalten und hatte kein Leibchen, reichte auch nur bis an die Knöchel oder schloß allenfalls an der Erde ab. Aus der Vereinigung von Rock und Schnürbrust entstand zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die

„Robe“, ein Kleid mit einem Leibchen, das man über die Schnürbrust zog, das also nur ganz gering, vielleicht im Rücken mit Fischbein gestieft wurde. Die Robe, die sich neben dem Manteau erhielt, galt als Staatsgewand und wurde demgemäß auch vorzugsweise in Selbe gefertigt. Als Hauskleid billigte sich dafür die „Contouche“ ein, ein frei herabfallendes, unseren Reformkleidern ähnliches Gewand. Die fünfziger Jahre des achtzehnten Säculums brachten wieder dem Taillenschnitt eine neue Vervollkommnung. Hatte man den Rücken bisher noch immer nur aus zwei Hälften gefertigt, so schnitt man ihn jetzt zu vier Teilen, was den Sitz bedeutend verbesserte. Dafür verschwand 1770 der Manteau — richtiger, er veränderte sich. Man ließ ihn nicht mehr als „Schweif“ nachschleppen, sondern zog ihn mit Schnüren in die Höhe und hatte so eine Art Tunika. Auch die Schnürbrust war um die Mitte des Jahrhunderts in etwas vernünftigeren Bahnen gedrängt worden. Man begnügte sich wieder damit, das Leibchen mit Fischbein zu steifen und zu schnüren.

Ein ganz neuer Einfluß in der Mode machte sich am 1785 bemerkbar. Er kam von England her. Dort hatte man weder den Reifrock, noch den Manteau zu ihrer ganzen Verriicktheit ausgestaltet; man trug den langen, vorn mit großen Knöpfen geschlossenen, an

Im 1795 sind aus der deutschen Frauentracht Reifrock, Manteau und Schneebentaille vollkommen verschwunden. Man trägt den langen, ganz leichtschleppenden Rock und das Kästchen in seinen mannigfachen Formen. Man trägt zum ersten

mal, zeigt sich mehr oder weniger als Nachahmung vergangener Muster. Puffärmel, glatte Ärmel, lange und kurze Ärmel, fußfreie Mäße, Schleppe, enge und weite, garnierte und glatte Mäße wechseln mit andern Variationen ab, es gibt nicht



Jung-Tibet.

Mal seit Jahrhunderten wieder ein Kleid, das allen Anforderungen der Schönheit und der Zweckmäßigkeit entspricht.

Allein auch die englische Tracht verschwand, und aus Paris kam — eine Begleitererscheinung der von junger Freiheit trinkenden und in Freiheitsbegeisterung sich am alten „freien Griechentum“ heranschauenden Revolution, das „klassische Kostüm.“ Die Taille, die früher bis zum Nabel reichen sollte, rutschte jetzt bis unter die Brust hinauf; die Unterröcke ver-

Neues mehr, in Alles in neuen Zusammenstellungen und so ist denn auch das Neueste von Neuen, unser verklärtes „Reformkleid“, nichts weiter als eine Auffrischung des uralten Hemdkleides und der klassischen Tracht.

Das Obergewand der Frau war ursprünglich nicht gerade ein Mantel, vertrat aber ungefähr die Stelle unserer Umhänge, Jacketts usw. Wir finden es bei den vornehmen deutschen Frauen schon im elften Jahrhundert. Im Schrittgang gleich es dem Kleid jener Tage, war aber kürzer und enger und sein Ärmel erweiterte sich am Handgelenk nach Art unserer „Saucenkipper.“ Halsauschnitt und

Ärmel wurden reich mit Borden und Edelsteinen besetzt. Im dreizehnten Jahrhundert tritt das Obergewand schon als einfacher Umhang auf, es hat keine Ärmel mehr und wird an den Seiten nicht mehr zusammengeknöpft, es fällt einfach über Schulter und Rücken lose herab. In dieser Fassung hielt es sich durch das ganze vierzehnte Jahrhundert. Im fünfzehnten verschwindet es ein wenig, tritt aber da, wo man es trägt, in sehr aparten Formen auf. Bedeckt es die Ärmel einmal bis zum Ellenbogen, so erweitert es sich zum

Mode mit einem neuen Schnitt. Hatte man sich einige Jahrzehnte vorher den Rücken in vier Teile geteilt, so schneidete man ihn jetzt in ein viereckiges Stück. Die Vorderseite völlig ohne Armloch, schloß man nähte sie an dem Rückenquadrat an. Das Jahr 1800 brachte die Torschette schließlich auch als neueste Errungenschaft den Reifrock.

Das klassische Kostüm war eigentlich die letzte selbständige Neußerung der Frauentracht.

Was nachher kam, 19. Jahrhundert





anderen nach unten um ein Bedeutendes und erscheint zum dritten wieder mit angelegter Kapuze. Noch eine andere Fassung, die bis weit in das sechzehnte Jahrhundert hinein in der Mode blieb, paßte sich im Schnitt völlig dem Kleide an, war aber ärmellos und an den Seiten bis zur Hüfte hinauf geschlitzt, so daß das andersfarbige Unterkleid bei jedem Schritt sichtbar wurde. Als die spanische Mode sich einzubürgern begann, nähte man die Seitenschlitze dieses Umhanges zu und ließ ihn über der Brust offen stehen.

In der Länge reichte das Ueberkleid in dieser Epoche teils bis an den Rocksaum, teils bis an die Knie; es tritt auch als längere oder kürzere Jacke auf, und ist dann zuweilen mit Ärmeln versehen.

Indessen noch verschiedene andere Kleidungsstile zu gleichem Zweck. Dahin gehört vor allem der kurze Schultertrager, der im fünfzehnten Jahrhundert Mode war und teils aus weichem Leder, teils aus Filz oder Tuch gefertigt wurde. Im sechzehnten Jahrhundert nahm er vollkommen die Form unseres Kapes an, wurde mit Pelz garniert, mit Stehtragen versehen und für die vornehmen Kreise aus Samt und Seide gefertigt, während sich minder bemittelte Frauen mit Leinwand oder Wolle behalfen.

Daneben gab es, für Kirchgänge besonders, umschlaglicher in runder, halbrunder und viereckiger Form, die man über den Kopf und die Schultern draperte, und endlich im achtzehnten Jahrhundert (1720) den grazilösen und klebsamen Shawl, sowie

politischen Einfluß in England sicherten, waren die Ursachen, daß dieses schon wiederholt von Europäern besucht und dennoch nicht erschlossene Land wieder in den Vordergrund des allgemeinen Interesses rückte.

Der Grund, weshalb das unbekanntere und vielgenannte Land noch wenig bekannt ist, liegt darin, daß die Tibetener bis jetzt hartnäckig jede Annäherung von außen abwiesen. Schon von Natur ist das Land von den angrenzenden Ländern durch ungeheure Bergketten abgeschlossen, die nur auf unwegsamen Pässen, die sich oft 10000 bis 18000 Fuß in die Region des ewigen Schnees erheben, überschritten werden können. Das Land selbst ist das höchste Plateau der Erde, dessen Gipfel eine Höhe von 29000 Fuß erreichen. Der größte



### Gottesdienst bei den Lamas.

Wo diese fehlten, hatte man wenigstens Achselbänder oder Wulste. Gegen Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts gab man dem Uebergewand auch ein Leibchen oder „Brillklein“, welches in der Taille eng anschloß und auch über der Brust zusammenhing, während der angelegte Rock vorn offen stand und namentlich am unteren Saum weit auseinander fiel. Dieser Schnitt wurde besonders über dem Reisrock getragen. Das siebzehnte Jahrhundert brachte zunächst noch einige kleine Variationen, ließ den Ueberrock indessen ganz verschwinden und behielt nur die halblange Jacke. Kurz vor 1700 erschien das lange Ueberkleid noch einmal, um dann in den schon erwähnten Mantel überzugehen, neben dem als leichter Ueberwurf für gelegentliche Ausgänge die Schößjacke in ihren mannigfachen Formen ihr Recht behielt. Neben diesem Ueberkleid, das ja vorzugsweise dem Schutz gegen die Witterung diente, hatte die deutsche Frau

die Mantille, die ja teilweise noch in unseren seidenen Sommerumhängen fortlebt.

Der Mantel hat bei der deutschen Frauenwelt niemals so rechten Anklang gefunden und hat ihn eigentlich jetzt noch nicht. Wir finden auch heute noch Frauen, die Jacken, Kapes und Tücher in ziemlich stattlicher Zahl, aber nicht einen regelrechten Mantel besitzen. (Schluß folgt.)

### Aus dem Lande des Dalai Lama.

Von J. Sauerland.

Ein Land Asiens, außer Japan, hat in letzter Zeit so sehr die Aufmerksamkeit der gesamten Welt auf sich gezogen, wie Tibet. Der Marsch der Engländer bis vor die Mauern Lhasas und der Vertrag, durch den sich die Briten den

Teil seiner Oberfläche ist kahl, felsig und im höchsten Grade unwirtlich. Nur auf den südlichen Abhängen finden sich ausgedehnte Waldungen, die meistens aus Aprikosenbäumen bestehen, deren getrocknete Früchte die Hauptnahrung der Eingeborenen im Winter bilden. In den tiefer gelegenen Tälern baut man Weizen, Gerste und Erbsen.

Das Klima ist rau und kalt. Vom Oktober bis zum April ist alles gefroren. In den Höhen von 15000 Fuß an herrscht beständiger Frost. Infolgedessen ist das Land nur spärlich bevölkert. Obgleich es einen Flächeninhalt von fast 700000 englischen Quadratmeilen hat, ist seine Einwohnerzahl eine geringe. Unter den verschieden angegebenen Bevölkerungsziffern von Tibet hält der russische Forscher Zibkoff die Ziffer von 3 1/2 Millionen für die wahrscheinlichste. Davon kommt auf Zentraltibet höchstens eine Million, da die engen Täler eine größere Anzahl schwerlich fassen können.

Nach diese Ziffer ist im Allgange begriffen in Folge von starken Verheerungen durch Krankheiten, besonders Pocken, und weil ein großer Teil der Bevölkerung aus Weislichen besteht, die im Exil leben. Außer den Eingeborenen leben in Tibet noch Chinesen, Mongolen und Indier aus Kaschmir, wie Tibetaner aus Nepal. Die Chinesen kommen meist zeitweilig als Soldaten in Garnison, z. B. nach Chadsch, oder als Kaufleute ins Land. Sie nehmen sich für diese Zeit Tibetanerinnen als Konkubinen, deren Söhne dann als Chinesen, deren Töchter als Tibetanerinnen gelten. Die Tibetaner aus Nepal sind sowohl Kaufleute als auch ungemein geschickte Handwerker und Künstler, die als Architekten, Bildhauer, Juweliere in den vielen Tempeln Beschäftigung finden. Die Kaschmirer treiben vorherrschend Handel, sind Mohammedaner und pflegen ihre tibetischen Frauen zu bekehren. Die Kaschmirer und Nepalesen haben ihre eigenen Vorsteher. Eine fluktuierende Bevölkerung bilden die 20000 mongolischen Mönche, von denen jährlich etwa 15 pSt. das Land verlassen und durch frischen Zuzug ersetzt werden. Das Land von Zentral-Tibet befindet sich zum größten Teil im Besitz des Dalai Lama, dessen Verwaltung bemittelt ist, immer mehr Land an sich zu bringen, so daß nur noch die Wildenträger des Reiches eigene, ererbte Häuser in Thassa besitzen.

Die Tibetaner gehören zur mongolischen Rasse. Sie sind von kurzem, aber kräftigem Körperbau. Die große Kälte zwingt sie, sich in Pelz und Wollstoffe zu kleiden. Ihre Nahrung besteht für gewöhnlich aus Tsamba und Biegeltee; das erstere ist ein aus Gerstenmehl, Tee und Butter hergestellter Brei. Biegeltee nennt man die in Form eines Biegels zusammengepreßten Tafeln von frischen Teelättern, die von China importiert werden. Man bricht ein Stück davon ab und kocht es mit Salz und Butter oder Hammelfett zu einer dicken Brühe, die den Tag über auf dem Herd warm steht, um zu jeder Zeit genossen werden zu können. Die Butter, die zu diesem Zweck gebraucht wird, ist stets ranzig; je älter sie ist, für desto besser wird sie gehalten. Es wird erzählt, daß man sie in wohlhabenden Häusern in Lederschläuche von Ziegenhaut füllt und sie fünfzig bis sechzig Jahre lang aufbewahrt. Sie soll als ein so delikater Lederbissen angesehen werden, daß diese Schläuche nur bei großen Familienfesten, bei Begräbnissen oder wenn Gäste das Haus besuchen, denen man eine besondere Ehre erweisen will, geöffnet werden.

Wie die meisten Nomadenvölker sind die Tibetaner gastfrei, und die wenigen Reisenden, die mit ihnen verkehrt haben, fanden sie gutmütig und im allgemeinen zugänglicher als ihre Nachbarn, die Chinesen. Sie führen zum größten Teil ein Wanderleben und wohnen daher meistens in Zelten, die sehr dauerhaft gearbeitet und so geräumig sind, daß nicht nur die Eigentümer mit ihren Habseligkeiten, sondern auch oft ein Teil ihres Viehbestandes, besonders neugeborene Lämmer und Ziegen, in ihnen Platz finden.

Die Hauptbeschäftigung des Volkes ist Ackerbau in den Tälern und Viehzucht auf den Bergen. Der Handel besteht in der Ausfuhr von Rohprodukten: Pashschwänzen, Schaffellen, Vieh, Heilmitteln, namentlich aber von Gegenständen des lamaitischen Kultus—Buddhastatuen, Büchern, gelben Lamaswürgen—, während aus Indien englische Baumwollen- und Wollzeuge, kupfernes und emailliertes eisernes Geschirr, kostbare indische Gewebe und kleine, aus Nepal stammende Luxusgegenstände; aus China: Tee, seidene, wollene und baumwollene Zeuge, aber auch Pferde und Esel eingeführt werden.

Die Familien sind nicht zahlreich. Einer der jüngeren Söhne wird gewöhnlich Priester (Lama) und behufs seiner Erziehung schon im zarten Kindesalter einem Kloster als Bögling übergeben. Der älteste Sohn darf nie Lama werden, weil auf ihm das Fortbestehen der Familie beruht. Viele Kinder sterben jung, in Folge des rauhen Klimas, des Mangels an Reinlichkeit und durch Krankheiten. Die Mädchen verheiraten sich, ehe sie 18 Jahre alt werden. Es wird stets für sie an ihre Eltern ein Preis gezahlt. Wenn ein Mädchen nicht heiratet, so

wird sie eine Nonne oder Bettlerin von Beruf. Die Braut erhält bei ihrer Hochzeit von den Dorfleuten Geldgeschenke, mit denen sie ein Stück Land mietet, dessen Ertrag ihr gehört. Sie spart diesen von Jahr zu Jahr auf, auf daß sie, wenn sie Witwe wird oder sich von ihrem Manne trennt, versorgt ist. In Tibet ist es nämlich Sitte, Ehen oft nur für eine bestimmte Zeit von Monaten oder Jahren einzugehen, nach deren Ablauf beide Teile wieder frei sind. In den höher gelegenen Berggegenden, die nur sehr wenig bevölkert sind, kommt es auch oft vor, daß mehrere Brüder eine Frau zusammen haben. Die Stellung der Frauen in Tibet unterscheidet sich aufs Vorteilhafteste von denjenigen, die den Frauen in Indien und China zugewiesen ist. Sie sind in jeder Weise den Männern gleichgestellt und werden von ihnen als die verantwortlichen Vorsteherinnen ihres Haushaltes angesehen und geachtet.

Von Kindererziehung in unserem Sinne kann die Rede sein. Das Erlernen des Lesens und Schreibens, wie sonstiger Unterricht, bleibt fast ausschließlich den Lamas in den Klöstern überlassen. Jedes Kloster hat einen Vorrat von Büchern, den die Lamas fortwährend zu vergrößern bestrebt sind. Die Kunst des Druckens mit hölzernen Buchstaben ist ihnen seit Jahrhunderten bekannt. Es ist stamenswert, welche umfangreiche Literatur von religiösen, geschichtlichen, medizinischen, philosophischen und biographischen Werken Tibet besitzt, und es sind auch hier, wie im Mittelalter in Europa, die Klöster die Heimstätten, in denen Kunst und Wissenschaft, allerdings nur in kümmerlicher Weise, gepflegt werden.

Die Landesreligion der Tibetener ist der Buddhismus, die von dem indischen Weisen Gautama im sechsten Jahrhundert v. Chr. gestiftete Glaubensgemeinschaft, die sich in Indien schnell verbreitete und später von ihren Anhängern nach China, Tibet, Ceylon und anderen im Osten von Indien gelegene Länder getragen wurde. Der Buddhismus gab dem Lande und seiner Bevölkerung rasch ein eigenartiges Gepräge, so daß Tibet seit jener Zeit ein ausgesprochenen Priesterstaat gewesen ist. Im vierzehnten Jahrhundert aber erst wurde der Sitz des buddhistischen Oberhauptes in China nach Tibet verlegt, und dort entwickelte sich seit dem fünfzehnten Jahrhundert die Institution des Dalai Lama, des buddhistischen Papstes, dessen Einfluß am meisten vom achtzehnten Jahrhundert an zugenommen hat und jetzt in ganz Zentralasien und China sichtbar ist. Da die staatsklugen Chinesen früh erkannt haben, welche Macht in diesem herrschenden Mittelpunkt des Buddhismus liegt, trachteten sie bald darauf, sich einen maßgebenden Einfluß auf den Priesterstaat zu sichern und benutzten innere Wirren zwischen der weltlichen und der geistlichen Partei, um sich als Beschützer des Buddhismus einzuführen. Bis zum Jahre 1792 übten sie noch keinen Einfluß auf die Wahl des Dalai Lama. Seit dieser Zeit aber lassen sie nur ihnen genehme Persönlichkeiten zu dieser Priesterwürde zu; da es aber auch im Interesse der tibetanischen Priesterschaft liegt, in ihrem Oberpriester ein geselliges Werkzeug zu besitzen, so wird gewöhnlich ein unwilliger Knabe zum Dalai Lama gewählt. Offiziell gilt dieser Dalai Lama als Regent von Tibet. Seine Macht ist seit dem fünfzehnten Jahrhundert außerordentlich gestiegen, denn damals entstand das neue Dogma, daß Buddha selbst in dem Oberhaupt der Buddhapriester zur Erde niedersteige. Um diese Zeit empfing das geistliche Oberhaupt den Titel „Pauchen Kinpoche“, d. h. „kostbares Priesterjuwel“, und verdunkelte sehr bald den Glanz des weltlichen Königs. Mit Hilfe der Mongolen besiegte der fünfte Pauchen den König von Tibet 1640 und wurde Kirchenfürst und Herrscher von Osttibet. Die Residenz des Dalai Lama, Thassa oder Thassa (d. h. Land der Götter), ist zugleich die größte Stadt Tibets. Sie besteht seit dem siebenten Jahrhundert und liegt in der Provinz Dvins. Den Mittelpunkt der Stadt bildet das Kloster Labhrang, das als Zentrum des ganzen Landes gilt. Thassa hat etwa 31000 Einwohner, darunter 18000 Mönche, zeitweilig aber steigt die Bevölkerung auf 50000 bis 80000 Seelen.

Dem die Stadt ist seit dem Aufkommen der Lehre von der Inkarnation Buddhas im Dalai Lama ein großer Wallfahrtsort für die buddhistische Welt geworden; wie die gläubigen Mohammedaner nach Mekka und Medina, so pilgern die Buddhisten nach Stam, China, Sidscha, Ceylon nach Thassa. Das eigentliche Heiligtum bildet die verhöhlte, 1643 erbaute Residenz des Dalai Lama, die ein Kilometer westlich von der Stadt auf einem dreieckigen Kegelfelde sich erhebt. Es ist eine riesige Anhäufung von Tempeln, Klöstern und Palästen, die sich um die vergoldeten innersten Buddhatempel, die Wohnung des Dalai Lama, gruppieren und die Bergspitzen krönen. Hier spendet der Dalai Lama, dessen Leben einer Gefangenschaft gleicht, den Segen. Auf einem anderen Gipfel desselben Berges stehen zwei große Klosterpaläste zur Aufnahme der fremden Lamas, die oft von weit her kommen, um hier ihre theologischen Studien zu vollenden. Zwei von der Stadt nach Potala führende Baumgänge bilden eine lebhafte Straße, auf der sich unausgesetzt Pilger aus der Ferne bewegen. Für die vielen Tausende von Wallfahrern befinden sich in Thassa zahlreiche Speise- und Unterkunfthäuser. Die Stadt ist auch ein wichtiger Handelsplatz für das ganze östliche Asien und zeigt in ihrer Bevölkerung die größte Mannigfaltigkeit von Völkern und Mundarten.

Es ist nicht zu leugnen, daß eine religiöse Atmosphäre das ganze Land durchzieht, und auf Schritt und Tritt fühlt man, daß die Religion dem Tibetener zum Lebenselement geworden ist. Er ist vor allen Dingen ein großer Beter. Das Gebet findet bei den Tibetern in einer einzigen Formel Ausdruck, und diese ist: „Om mani pad-me ham“, welches bedeutet soll: „O Gott in dem Juwel Lotus, Amen!“ und sich auf die Wiedergeburt des Buddhas aus einer Lotusblume bezieht.

Fast jedes Haus hat einen besonderen Mann, in welchem die Hausgötter aufgestellt sind, vor denen ein Tisch mit Opfergaben steht. Vor der Mahlzeit taucht der Tibetener den Zeigefinger der rechten Hand in die Speise und tröpfelt etwas davon nach den vier Himmelsgegenden.

Unter den Hausmitteln für Krankheit gilt Butter als das vorzüglichste. In schweren Fällen werden die Lamas gerufen, die einige medizinische Kenntnisse besitzen und oft durch Anwendung heilender Kräuterkräfte den Kranken wieder herstellen. Wenn diese versagen, so muß der Kranke Papierpillen verschlucken, auf denen Gebete geschrieben sind. Hilft auch das nicht, so übertragen die Lamas das Leiden des Kranken auf eine Puppe als dessen Stellvertreter. Sie wird so angezogen wie der Patient und mit seinen Ohrringen und sonstigen Schmuckstücken behängt. Unter vielen Gebeten, lauten Ausrufen, Trommeln und Pfeifen wird die Krankheit nun auf die Puppe gelegt und diese außerhalb des Hauses verbrannt, wobei die Schmuckstücke in den Händen der Lamas als Lohn für ihre Mühe bleiben.

Die Totenbestattung geschieht auf dreierlei Weise. Die ärmeren Leute werfen den Leichnam einfach in den nächsten Fluß; dies nennen sie Wasserbegräbnis. Andere legen die Leichen auf einen fahlen Hügel, wo sie von Gmiden und Wögeln angefressen wird, das heißt: Luftbegräbnis. Die Reichen haben die Feuerbestattung. Die Asche bedeutender oder heiliger Männer wird in ein Kloster gebracht, wo sie die Lamas mit Ton vermischt und in Gefäßen aufbewahren, die mit dem Bilde Buddhas gestempelt sind. Diese Aschemännchen finden auch in Steinsäulen oder Grabdenkmälern (Chod-ten) eine Stätte, die manchmal bis 100 Fuß hoch sind und überall in der Nähe großer Städte angetroffen werden. Die am höchsten geachtete Totenbestattung ist jedoch das sogenannte himmlische Begräbnis. Die Leiche wird in diesem Falle auf einen Hügel getragen, wo die Lamas das Fleisch des Toten in Streifen abschneiden und mit ausgestrecktem Arm den an diese Mahlzeiten gewöhnten Geiern hinhalten. In wenigen Minuten sind die Fleischstücke von diesen verschlungen. Nun werden die Knochen zermalmt und, mit Tsamba vermischt, den Geiern ebenfalls gegeben. —







**KUNST UND KUNSTGEWERBE**

**Stil Louis XVI.** Nach dem Tode Ludwigs XIV. (1715) brach in der französischen Kunst — und Frankreich war damals das führende Land — eine neue Kunstperiode an. Es entwickelte sich als eine Reaktion gegen das Stiefe, Kalte der von der Antike übernommenen Formen eine neue Kunstanschauung, die wir zusammenfassen unter dem Namen Rokoko. Seit etwa 1725 tritt dieser Stil auf. Charakteristisch ist hier die leichte, tänzelnde, graziose Verwendung von Muschelwerk, Tieren (namentlich Affen), Pflanzen, Ueberall Bewegung, Schwingung, kein steifes Arrangement. Alles ist aufgelöst in ein heiteres Spiel von Formen. Als dieser Stil ein Menschenalter, 30 Jahre etwa, geherrscht hatte, machten sich wieder neue Regungen bemerkbar, die anzeigten, daß man dieser Formen überdrüssig war und nach einer neuen künstlerischen Ausdrucksart suchte.

Ausgrabungen in Griechenland, in Italien, hatten gelehrt, daß die Antike noch etwas anders aussah, als man früher, vor dem Rokoko, gedacht hatte und so machte sich etwa seit 1750 ein Bestreben geltend, im Gegensatz zu dem auflösenden, übermütigen Spiel der Formen zur Einfachheit, zur Gesetzmäßigkeit zurückzukehren. Nüchternheit, Ernst, wollte man sehen, Beschränkung und sinnfällig symmetrische Anordnung.

Der Uebergang ging nicht so schnell von statten. Die nun anhebende Bewegung beschränkte sich nicht auf ein Kunstgebiet, sondern ergriff und reformierte alle Künste. Sie beginnt bei der Architektur und wandelte allmählich die Plastik, die Malerei, das Kunstgewerbe nach ihren Prinzipien um. Die Franzosen nennen diesen Uebergangsstil (nach dem Herrscher, der zu der Zeit regierte, Louis XVI.): **Stil Louis-seize.**

Dieser das Zeitalter des Rokoko unmittelbar ablösende Stil hat namentlich auf dem Gebiet der Innenarchitektur, Möbel und anderer gewerblicher Gegenstände Bedeutendes geleistet und breitete sich allmählich über England, Deutschland, Holland, Italien aus. Als Napoleon zur Regierung kam, wurden die Forderungen der Einfachheit, Gradlinigkeit, Nüchternheit noch energischer erhoben. Die damalige Kunstliteratur formulierte scharf und dringend das neue Programm, das darauf ausging, den Rest des Rokokogeistes, der sich immer noch in Einzelheiten der Formensprache erhalten hatte, zu beseitigen. Das macht sich sogar in der Frauentracht bemerkbar. In der Zeit des Rokoko herrschte das Korsett, das so auffallend und übertrieben verwandt wurde, daß die Brust hervorgequillt wurde, die Taille ungebührlich eingeschnürt und der Unterkörper unverhältnismäßig erweitert wurde. Die neue Zeit begann — um das Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts — jene der Antike nachgeahmten Kostüme zu tragen, die leicht und frei herabwallten, dem Körper freie Bewegung ließen und sich den Formen zwanglos anschmiegen.

Nach der Revolution — das der tiefere Sinn dieser Bestrebungen — sollte alles Unnatürliche entfernt werden. Kein Spiel, kein Getändel mit überflüssigen Formen sollte sich auf den Flächen der Schränke, Kästen, Möbel mehr breit machen. Geradlinig stieg z. B. eine Vase empor, die konstruktive Seite wurde betont, statt der Rundung die Ecken und Kanten vorgezogen. Der Schmuck, der zur Anwendung kommt, zeigt senkrechte Linien, ebenso wie die Tisch- und Stuhlbeine gerade aufsteigen. So ist überall sparsam und mathematisch regelmäßige Form die Grundbedingung. Diese ganze Wandlung zeigt sich am deutlichsten im französischen Kunstgewerbe. Es wurden neue und bequeme Formen

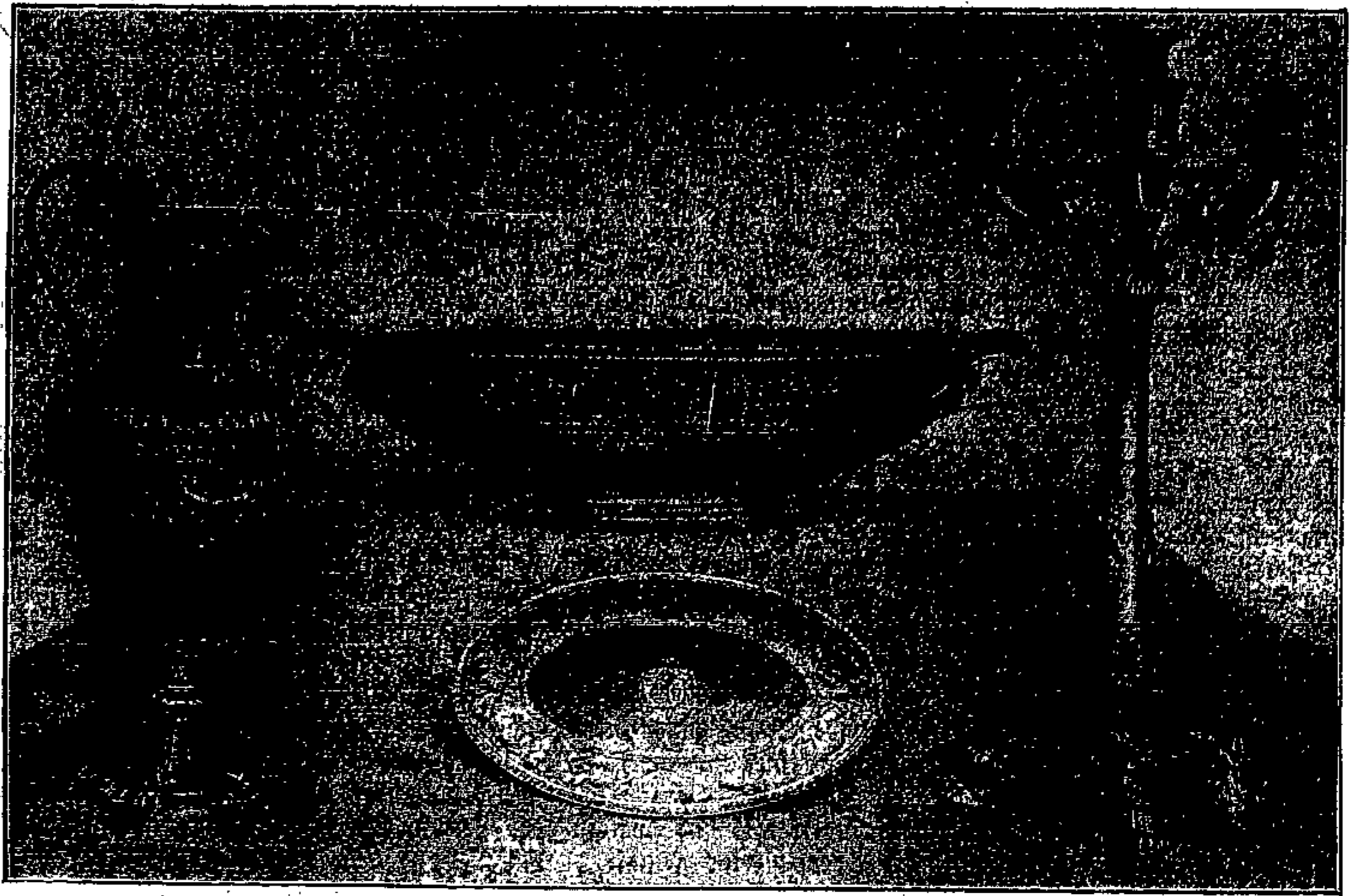
des Stilmöbels erfunden, und die meisten unserer heute bestehenden Möbelformen — Kommode, Sofa, Fauteuil — datieren aus dieser Zeit. Vergoldete Bronzebeschläge, sparsam verwendet, unterstützten die architektonische Gliederung des Ganzen, die Griffe, Ecken betonten den organischen Linienzug des Ganzen. Den oben gekennzeichneten Uebergangsstil, der zwischen Rokoko und Empire in der Mitte steht, sehen wir auf den im Wilde dargestellten Gebrauchsgegenständen, ein Wasserkrug, Waschbecken, Seifenschale, Leuchter. Wir bemerken da überall einen Wandel der Formen in dem oben angegebenen Sinne. Wir sehen nicht mehr die Willkür des Rokoko, dieses spielerisch elegante, überflüssige Verwenden von Früchten, Blumen, Putten usw., die die Struktur verdecken, die Brauchbarkeit eines Gegenstandes, der doch eigentlich zur täglichen Verwendung bestimmt ist, erschwert. Andererseits begegnen wir noch nicht der absoluten Steifheit und Nüchternheit des napoleonischen Zeitalters, das überhaupt keinen Schwung, keine runde Linie mehr duldet und die Ornamentik verschmährt. Es ist der oben als Louis-seize-Stil gekennzeichnete Stil. Nur stärkere Zurückhaltung, ein Maßhalten im Ornamentalen, aber nicht rücksichtsloses Beiseitelassen des

In allen Tonarten preist sie die Güte und Gediegenheit der Ware und feilscht nach Selbstbestrafen, wenn versucht wird, etwas an dem stark in die Höhe geschraubten Preise herunterzuhandeln.

Die Schmuckgegenstände, die hier auf offener Straße gearbeitet und feilgeboten werden, sind hervorragende Erscheinungen des morgenländischen Kunsthandwerks. Diese indischen Emailarbeiten sind ausgezeichnet durch eine vornehme Farbentönung durch kunstvolle Stillierung der dargestellten Motive und durch geschmackvolle Auswahl des zur Verwendung gelangenden Materials. Man unterscheidet auf diesem Gebiete des indischen Kunstgewerbes hauptsächlich Dschatpurremail und Perdabgaremail. Hermann Barth kommt in seinem Kunstgeschichtlichen sehr wertvollen Buche „Das Geschmeide“ (Berlin, Alfred Schall, Verein der Väterfreunde) auf die Herstellung der beiden genannten Emailarbeiten zu sprechen. Das Dschatpurremail, an dem er die schwerfälligen und pedantischen Formen tadelt, ist eine Art Grubenfäule. Mit stählernen Sticheln werden die Verzierungen in diese Masse eingegraben. Dabei beobachtet man ein feines Klippen des Grundes, ein Verfahren, durch welches die Farben fester haften und an Feuer gewinnen. Als Fassung wählt man gewöhnlich Gold, Silber oder Kupfer. Bei diesem Prozedere achtet man genau auf die Farbeneffekte. Nur das Gold läßt alle Farben wirksam auskommen. Silber bevorzugt eine Farbenskala von Schwarz Grün, Blau, Dunkelgelb, Orange, Rosenrot und Lachsblau. Beim Kupfer werden nur durch Weiß, Schwarz oder Rosa Effekte erzielt. Milderartiger, feinabgetönter Arbeit ist aber nur die eine Seite des Schmuckgegenstandes versehen, die andere wird mit Edelsteinen besetzt, jedoch werden auch hier zwischen den einzelnen Steinen Emailverzierungen angebracht. Auf diese Weise kann ein Dschatpurschmuck auf beiden Seiten — als Emailschmuck oder als Edelsteinschmuck — getragen werden.

Beim Perdabgar-email ist das Verfahren der Herstellung etwa ein umgekehrtes. Hier werden flache Platten in einer grünen Emailmasse hergestellt, in die Goldornamente eingelegt werden. Silberplättchen, als Untergrund auf der Rückseite der Masse angebracht, geben eine feine Folie, die die Wirkung des Grün und Gold äußerst vornehm heraushebt. Auch blaue Emailplättchen werden so verarbeitet, ebenso graugrüner Nephrit und Jadestein. Oft werden die eingelegten Goldornamente wieder mit Emailteilen versehen; der hierdurch hervorgerufene Farbenreichtum ist für das Auge von hohem Reiz. Ganz dünn geschlagenes Gold findet bei diesen Schmuckstücken, namentlich an der Westküste Indiens, Verwendung; Silberwerk und Silberfiligranarbeiten werden meistens im Sabuktal und im Osten des Reiches hergestellt.

Im Berliner Museum für Völkerkunde ist die Wäse einer Bajadere aufgestellt, die mit indischen Schmuckstücken nach Landesbrauch förmlich überladen ist. Unter diesen Ketten, Spangen und Ringen finden sich auch zahlreiche Emailstücke der beschriebenen Art.



Wasserkrug, Waschbecken, Seifenschale, Leuchter.

schmückenden Zierrats. So sehen wir bei dem Krug die Quirlende, die aber regelrecht symmetrisch sich wiederholt. Der ganze Behälter wächst organisch von unten auf. Kein verschwenderisches Spiel des Ornamentalen, andererseits keine nüchterne Schmucklosigkeit. Ebenso der auf Renaissance-Värenfüßen (wie antike Vorbilder auch zeigen) stehende Leuchter, dessen Säulenschaft schlank emporstrebt, am Fuß von Akanthus-Blattwerk umgeben. Der Rand des Tellers zeigt ein zierliches Spiel von Ranken, Figuren und Quirlenden. Das Waschbecken ist in antiker Form gehalten (Vorbilder sind die breiten, antiken Schalen), auf dem Mittelteil vorn befindet sich eine allegorische Darstellung. — So erblicken wir überall geschmackvolle, vernünftige Gliederung, ohne pedantische Nüchternheit. — e. s.

**Indische Emailarbeiten.** Das Goldschmiedehandwerk und die Emailkunst ist in Indien ein echtes Volkshandwerk. In den Bazaren haben sie in ihren primitiven Werkstätten: Vater, Mutter und Sohn. Unter einem fragwürdigen Gebläseföhrchen, in dem die Emailfarben geschmolzen werden, flackert ein Holzofen. Ein anderer behandelt mit Hammer und Zange die dünnen Filigrandrähte aus Gold, Silber oder Kupfer, ein dritter macht die Einfassungen, setzt die Schmuckstücke zusammen usw. Die Mutter oder die Frau bedient indessen die Kundin, die an einem der bereits fertiggestellten Sachen Gefallen gefunden hat.

gestellt, in die Goldornamente eingelegt werden. Silberplättchen, als Untergrund auf der Rückseite der Masse angebracht, geben eine feine Folie, die die Wirkung des Grün und Gold äußerst vornehm heraushebt. Auch blaue Emailplättchen werden so verarbeitet, ebenso graugrüner Nephrit und Jadestein. Oft werden die eingelegten Goldornamente wieder mit Emailteilen versehen; der hierdurch hervorgerufene Farbenreichtum ist für das Auge von hohem Reiz. Ganz dünn geschlagenes Gold findet bei diesen Schmuckstücken, namentlich an der Westküste Indiens, Verwendung; Silberwerk und Silberfiligranarbeiten werden meistens im Sabuktal und im Osten des Reiches hergestellt.

Im Berliner Museum für Völkerkunde ist die Wäse einer Bajadere aufgestellt, die mit indischen Schmuckstücken nach Landesbrauch förmlich überladen ist. Unter diesen Ketten, Spangen und Ringen finden sich auch zahlreiche Emailstücke der beschriebenen Art.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 68, Lindenstrasse 69, zu richten.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.